

26] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Die wiederholte Bemerkung Frau d'Entraques gab Brévine plötzlich eine sehr plausible Erklärung für den Haß ihres Mannes. Vielleicht spielte auch Frau d'Entraque eine Rolle in dem Drama. Dann war alles zu verstehen: Der Starrsinn einer fürchterlichen Rache, Vermantes' Schweigen, das hohe Opfer dieser Ehrenpflicht, dem der Schuldige und doch großmütige Liebhaber sein eigenes Leben opfert. Woher würde ein Blick kommen, um diese Finsternis zu erleuchten? Sie hatten ihr Geheimnis so gut zu hüten gewußt, daß selbst die sorgfältige gerichtliche Untersuchung es nicht entdeckt hatte. Also hatten sie keine Vertrauten, keine gekannten Mitschuldigen. Wo sie suchen? Wie dieses Schweigen lösen? Kam hier nicht ein fast unmöglicher Zufall zu Hilfe, würde das Werk der Rache, Lüge und Ungerechtigkeit seinen Weg bis zu Ende gehen. Sorgenvoll übergab der Rechtsanwalt die jungen Leute ihrem Dunkel, der mit Charreire vor der Präfectur auf- und abging. Wie am Tage vorher nahm Herr Marnez sie mit sich. Als Brévine noch der traurigen Gruppe nachblickte, ergriff Charreire seinen Arm und fragte ihn:

„Nun, Herr Rechtsanwalt?“

„Offen gestanden, nimmt der Prozeß eine sehr ungünstige Wendung,“ antwortete dieser brüsk. „Alles erklärt sich gegen ihn, selbstverständlich Ihre Aussage ausgenommen.“

„Das ist nicht viel!“

„Das wäre viel, wenn er sich nicht selbst zugrunde richten würde. Was kann ein Neufundländer tun, wenn ein Ertrinkender sich sträubt, sich von ihm retten zu lassen. Daß d'Entraques Aussage der Knotenpunkt des Prozesses ist, haben Sie verstanden. Entweder sagt d'Entraque die Wahrheit und Vermantes ist schuldig, oder d'Entraque lügt, und dann ist es unsere Sache, ihn zu entlarven. Könnten wir jetzt feststellen, daß er Vermantes absichtlich Schaden zufügt, so ist das Bürgenewebe seiner Aussage zerrissen. Die erste Version zerstört die zweite, sie wird wieder die richtige, und die Freisprechung ist sicher. Nun will Vermantes aber nicht sagen, was sich zwischen ihm und jenem Menschen zgetragen hat. Er schont ihn. Alles würde gut werden, wenn er darin einwilligte, ihn Lügen zu strafen. Verstehen Sie?“

Charreire antwortete:

„Ich dachte stets, daß sie sehr befreundet seien.“

„Das waren sie. Und Sie wissen auch, daß es keine schlimmeren Feinde gibt als ehemalige Freunde. Daß Sie Vermantes bester Freund sind — sein letzter — haben Sie gezeigt. Und Sie vermuten nicht, was sie trennte?“

„Nein?“

„Es bleiben uns nur noch einige Stunden, um es zu entdecken. Also hat sich niemals etwas ereignet zwischen Vermantes und Frau d'Entraque?“

Diese Frage schien Charreire sehr zu überraschen.

„Ich habe keinen Grund, es zu vermuten,“ sagte er.

„Und doch. . . Wir wollen noch einmal zusammen überlegen. Ein Mann in Vermantes' Alter, mit seiner Kraft und seinem Temperament, den religiöse und moralische Zweifel nicht plagen, ein nicht spröder, gesunder Pariser, Donnerwetter, der wird doch nicht wie ein Klausner leben. Er pouffiert, er hat eine oder mehrere Geliebte. Nun hat man all derartigen Beziehungen nachgespürt, aber nur alte Geschichten entdeckt. Zweifellos wurde nicht der richtige Weg eingeschlagen. Die Untersuchung ist nicht gerade sehr auf der Höhe. Ihr System, von dem sie nicht abgeht, lautet: die Wahrheit muß sich, so gut sie kann, allein ihren Weg bahnen. Gut Ihnen Vermantes nichts erzählt, was uns auf die richtige Fährte bringen könnte?“

„Er hat mir manchmal von einer Frau gesprochen, die einen großen Einfluß auf sein Leben hatte, der er alles verdankt. Natürlich hat er nie ihren Namen genannt.“

„Hat er nichts gesagt, was Sie auf die Spur dieser Person führen könnte?“

„Ich habe nie darüber nachgedacht, er äußerte nur allgemeine Dinge, die sich auf viele Frauen anwenden ließen.“

„Also welche?“

„Was weiß ich. . . Daß sie schlecht verheiratet und unglücklich wäre. . .“

„Wenn das alles ist!“

„Ich erinnere mich, daß er mir vor ziemlich kurzer Zeit sagte, daß er sie heiraten würde, wenn sie sich scheiden lassen könne. Er fügte hinzu, daß es auch noch einmal so enden würde, aber augenblicklich ertrüge sie alles ihrer Leidenden, alten Mutter wegen.“

„Ach,“ rief Brévine, „das ist doch schon etwas Genaueres. Denn, lieber Herr Charreire, Sie haben mir zwei Dinge mitgeteilt: erstens, daß die in Frage kommende Person eine Mutter hat und zweitens, daß sie kinderlos ist, denn sonst wären die Kinder immer ein Hindernis gewesen. Kennen Sie d'Entraques?“

„Ich habe sie bei Vermantes kennen gelernt und war drei- oder viermal bei ihnen zum Diner geladen.“

„Hat Frau d'Entraque Kinder?“

„Nein.“

„Wissen Sie, ob ihre Mutter noch lebt?“

„Ja. Zufällig traf ich sie eines Tages bei Freunden. Sie ist eine alte Dame, älter, als man nach dem Alter ihrer Tochter vermuten kann. Ich glaube mich zu erinnern, daß sie über ein Herzleiden klagte.“

„Na, sagen Sie mal, das stimmt doch alles vorzüglich. Finden Sie nicht? Wissen Sie etwas von den Beziehungen d'Entraques zu seiner Frau?“

„Ich hörte, daß sie sehr schlecht sein sollen.“

„Vor Vermantes Verhaftung?“

„Nein, es ist mir vor einigen Tagen erzählt worden. Aber wie eben Klatschgeschichten über viele Leute verbreitet werden; unglücklicherweise habe ich gar nicht ordentlich zugehört.“

„An jedem Gerücht ist etwas Wahres, würde der Staatsanwalt sagen. . . Ein schrecklicher Mensch! Ich frage mich, wenn man ihm so nachspüren würde, was wohl da zum Vorschein käme? Sie wissen also weiter nichts von dieser Unbekannten?“

„Ich glaube kaum.“

„Hat Ihnen Vermantes vielleicht ihren Vornamen genannt?“

„Nein. Er nannte sie nie anders als meine „Freundin“. Doch habe ich bemerkt, daß ihm besonders der Name „Juliette“ gefiel.“

„Römischer Geschmack. Dieser Name sagt mir gar nichts. Und Ihnen?“

„Auch nicht.“

„Man liebt die Namen nur der Leute wegen, die sie tragen. Das habe ich immer bemerkt. Heißt vielleicht Frau d'Entraque Juliette?“

„Ach, das kann ich Ihnen nicht sagen.“

Brévine dachte einen Augenblick nach, dann nahm er aus seiner Aktenuappe das kleine Adressbuch der Pariser Gesellschaft und blätterte darin.

„D'Entraque,“ las er, „Graf Joseph Maria. Das ist er, und Frau Julie, geborene de Ravenne.“

„Julie ist nicht Juliette.“

„Aber eins ist das Diminutivum des andern.“

„Das sind sehr schwache Anhaltspunkte.“

„Erlauben Sie, es wären vielleicht nur schwache Anhaltspunkte, wenn nicht d'Entraque, um Vermantes zugrunde zu richten, so lügen würde, daß er sogar einen Meineid leistet. Das ist keine Bagatelle. . . Es wären schwache Anhaltspunkte, wenn nicht Frau d'Entraque den Sitzungen sehr eifrig folgen würde, und da die Eheleute schlecht miteinander stehen, ihr Interesse nicht unmöglich ihrem Namen gelten könnte. . . wenn Paul Vermantes sie nicht diese eigentümlichen Worte hätte sagen hören. . . wenn nicht alle diese kleinen Umstände mir schon eine Spur gezeigt hätten, die Sie durch Ihre letzten Mitteilungen noch vertieften. Ich gebe zu, daß wir nichts Positives wissen. Aber wir haben einen Verdacht, und von zehnmal kann man neunmal glauben, daß er begründet ist. Er genügt, um der Spur zu folgen, um so mehr, da wir nichts anderes haben und unseren letzten Trumpf ausspielen. Könnten Sie noch heute Frau d'Entraque auffuchen?“

„Ich weiß nicht, an welchem Tage sie empfängt.“

„Dann werden wir uns diesmal über die Etikette etwas hinwegsetzen. Daß sie bei den Sitzungen zugegen war, beweist, daß sie Vermantes nicht vergessen hat. Sie muß doch entschuldig leiden. Vielleicht versteht sie nicht, daß sie ihn retten könnte, wenn sie spricht . . . Oder sie hofft noch auf irgend etwas . . . Die Frauen sind in diesen Sachen blind. Oder erwartet sie vielleicht einen Rat . . . Gehen Sie mit oder ohne einen Vorwand zu ihr. Vielleicht hat sie eine Herzenswankung und spricht zu Ihnen. Dann sagen Sie ihr, daß sie allein ihn retten kann. Ich betone Ihnen noch einmal, daß sie unsere letzte Hoffnung ist.“

„Ich tue alles, wenn Sie glauben, daß es nützen kann.“
„Es ist sechs Uhr. Ich habe mein Auto hier. In zwanzig Minuten können Sie bei ihr sein.“

Unterwegs überlegte sie, was Charreire ihr sagen sollte. Aber er hatte einen nur unklaren Eindruck von Frau d'Entraque und wußte nicht, was er von ihr zu hoffen hatte und auf welche Weise er mit ihr sprechen sollte.

„Alles hängt davon ab, wie sie ist,“ sagte Brévine. „Ist sie praktisch oder gefühlvoll? Ist ihr ihre Liebe oder Ehre wichtiger? Sie müssen sehr vorsichtig beginnen. . . Sie müssen ihr ungefähr sagen: Die Aussage Ihres Mannes ist Vermantes' Verderben. Wissen Sie, daß sie falsch ist? Und dann wird sie schon erzählen. . . Wenn sie sprechen will, spricht sie sofort. Sonst . . .“

Brévine griff mit einer brutalen Handbewegung nach dem Hals und sagte mit ersticker Stimme:

„Es wäre fürchterlich!“

Das Auto hielt vor d'Entraques Haus Rue Hamelin. Der Pförtner sagte, daß die Herrschaften sich nicht sprechen ließen. Aber als Charreire darauf bestand, nahm er ihm seine Karte ab. Er kam gleich zurück. Auf seinem Gesicht lag ein spöttischer Ausdruck:

„Frau Gräfin bedauert außerordentlich, den Herrn nicht empfangen zu können, Frau Gräfin ist sehr leidend.“

Er schloß das Haustor.

„Sie hat verstanden,“ murmelte Brévine, als Charreire sofort aus dem Haustor trat. „Sie will nicht sprechen. Vermantes ist verloren!“

„Und wir lieben solche Frauen!“ rief Charreire. „Und sind bereit, für sie zu sterben!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Versprechen.

Von Ada Regri.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen.)

Sie hockten beide zusammen auf einem Haufen von Lumpenfäden, die an der Umfassungsmauer der Färberei, der Fabrik gerade gegenüber aufgeschichtet waren. Aus den Augen Frestias, den milden, treuen Augen eines Hundes, sprach ein tiefer Kummer, während sich in dem bartlosen, edigen Gesichte Marcos eine kalte und harte Entschlossenheit verriet, deren Willenszüge sich in den Linien des Mundes und Sinnes deutlich ausprägten.

Überall aus den Mänteln und Nissen der Säcke schienen schmutzige Hädarn, faserige Fegen in allen Farben hervorzuquellen.

Erstidender Staubgeruch strömte von ihnen aus, und gleichzeitig drang von der Färberei der scharfe Gestank ätzender Säuren herüber. In der schwülen Mittagsstille lag das von den Arbeitern verlassene Werk verödet; in der Luft spürte man gleichsam etwas wie eine stauende Verwunderung über dies stumme Schweigen, eine schwebende, stummernde Erwartung; als wäre es unmöglich in diesem Eisenbezirke zu leben ohne das Lärmen und Keuchen rollender Maschinen.

Dichte, graufarbene Dunstwolken hasteten an der Sonne vorbei, nahmen wechselnde Gestalten an, zerschwebten und ballten sich wieder zusammen: in dem dauernden Wandel von Licht und Schatten nahm Berg und Strom ein verändertes Aussehen an.

„Woher zum zehnten Male wiederholte Frestia:

„Du gehst fort, wirklich fort, Marco?“

Und Marco wiederholte zum zehnten Male:

„Mächsten Donnerstag geht unser Schiff in See . . . in Genua.“

Die feuchten Hundeaugen des Mädchens starrten gläsern und fassungslos ins Weite.

„Zwölf Mann noch gehen wir los! Gianni ist auch dabei, und Paolo, weißt Du, der Feiger aus der neuen Fabrik. Meinst Du vielleicht, ich gehe nach Amerika, um da so ein armer Tropf von Arbeiter zu bleiben wie hier? . . . Sollte mir einfallen! Schulwissen habe ich . . . sogar drei Kurse in der Abend-schule gemacht! Vom „Englisch“ versteh ich zwar nichts, ich werd's schon lernen! Man muß von unten auf anfangen . . . im kleinen!

Später . . . laß mich nur sorgen. Es steht ja alle Tage in der Zeitung von Deuten, die aus eigener Kraft ein kolossales Vermögen gemacht haben, und dabei waren es Schuhputzer, Handelsdiener und Bantausläufer. Reich will ich werden, reich . . . verstehst Du? Nicht ruhen noch rasten will ich und kein Mittel scheuen. Herrgott ja! . . . Nicht jeder wird als Herr geboren. Aber werden kann man's.“

Er ließ die Stimme ein wenig sinken, während er den Kopf nach dem Herrenhause umwandte, das rechts an die Fabrik angrenzte, von wo aus ein fröhliches Kellergelapper herüberdrang.

„Der da drüben zum Beispiel . . . ist der gleich reich zur Welt gekommen? . . . Er hat seinen Reichtum selber erworben, Soldo für Soldo, Stück für Stück. Heute nehm' ich die Mütze ab, wenn er vorbeigeht, sag' ihm „Monssu“ (Herr) — und mache Dank schön, wenn er mir am Wochenluß mein Geld, abgezählt in Papier gewickelt, durch den Schalter reicht. Kopf hoch, Frestia! . . . In fünf-zehn oder zwanzig Jahren bin ich wieder da! Dann sag' ich nur noch: „Guter Freund!“ . . . Und dann werd' ich ihn fragen, ob er seine Fabrik verkaufen will.“

Von all dem was er gesagt, hatte das Mädchen nichts verstanden als die Worte: „In fünfzehn oder zwanzig Jahren“ . . . Ihre Lippen bebten, schlichtern legte sie ihre Hand in die seinige, — eine rauhe, knorrige Hand mit breiten, flachen Nägeln. Er erwiderte ihren Druck und fuhr unbehindert in seinen Gedanken fort.

„Die Sozialisten! Genossen! . . . Schön! Wahlversammlungen, Vertrauensmänner, Propaganda, Umzüge, Streiks, . . . den Teufel auch, alles wichtiges Getue, eine Flut von leerem Geschwätz! Was dabei heranskommt? Schließlich verdient man am Tage drei oder vier Lire mehr. Das ist alles! Ich hab' selbst mal d'ran gedacht, Sozialist zu werden. Was hat man davon? . . . Was macht's aus, zwei, drei Lire mehr am Tag? Bleiben gleichwohl arme Kracher's ganze Leben! . . . Ich sage: Selbst ist der Mann! mit Fäusten und Ellenbogen sich vordrängen: allein muß man sein, und den Willen muß man haben. Und dabei keine Angst . . . weder vor den Mitteln noch vor den Widerstachern.“

„Aber ich . . . was soll ich denn machen?“ . . .

„Du? . . . Du liebst mich und Du wartest auf mich, Frestia.“

„Ach, ich möchte, Du bliebst ich arm, Marco, und lämst bald wieder, bald, und heiratetest mich. Oder Du liebst mich nachkommen. Wie gern läm' ich. . . So kurz ist das Leben . . .“

„Du bist nicht geistlich! . . . Das Leben ist lang. Und alles auf der Welt ist nur dazu da, daß man's nimmt und zu nehmen weiß. Verstehst Du das?“ . . .

Nein, sie verstand ihn nicht. Er bog ihr das blaße Köpfchen zurück und küßte sie herrisch auf die Lippen, er biß sie fast in die Kehle, an der Stelle, wo die Schlagader stürmisch kopfte und schlug. Der Zeit und des Ortes vergessend, überließ sie sich seiner Lieb-solung, entfärbte sich, die Sinne vergingen ihr. . . Mit einem heftigen Ruck richtete er sie auf.

„Siehst Du die Lumpen da? . . . Dabei zog er aus einem Sackloch ein Bündel schmieriger Zeugstücke heraus. Wer weiß, wo sie herkommen, wer sie mal getragen hat, wozu sie gebraucht sind. Alle möglichen Krankheitskeime, alle verwesenden Seuchen können darin stecken. Sie schillern in allen Farben und Formen und Abdrücken. Morgen werfen wir sie zum Sieden in den großen Kessel; dann bleichen sie, dann kommen sie von einer Maschine in die andere, bis dann schließlich der Stoff d'raus wird“ — er wies auf die noch feuchten Stücke, die auf der Terrasse zum Trocknen ausgebreitet lagen. — „So steht's mit dem Reichtum, Frestia! . . . Wo er ist, fragt niemand danach, wo er herkommt. Wenn er nur da ist, wenn man ihn nur hat! . . . Frestia! . . . Sag' Du, willst Du auf mich warten?“

„Ja, Marco!“

Sie schien im Wachen zu träumen. Der Einuhrpfeiff schreckte sie auf. Marco half ihr von dem Sackhaufen hinunter, er küßte sie noch einmal verstoßen auf den Hals. Das Tor öffnete sich. Arbeiter und Arbeiterinnen strömten eilig herbei, stießen sich gegenseitig an, trieben Schabernack, lachten hell auf . . . Ein paar Minuten später war jeder an seinem Posten. Die Arbeit begann ihr rauhes und doch geheiligtes Lied aufs neue. So vollkommen ineinander gepakt und harmonisch abgestimmt schienen die Bewegungen der Maschinen und der Weber, in solcher Wechselwirkung und innerer Verbindung waren sie, daß es ausfah, als sei es nur ein gemeinsamer Erkenntnis- und Willensdrang, der das denkende Geschöpf und den disziplinierten Stoff mit Leben durchdringe.

Tage und Nächte zogen über dem grauen Steinhaufen der Fabrik dahin. Wieder und wieder durchbrach das Dampfrohr mit kräftigen Stößen und lebhaftem Rischen die Morgennebel und die Dämmerung. Die Novella hüllte sich in undurchdringliche Schleier, kleidete sich in weichen, grünen Samt, färbte sich in Gold und Rotbraun im Wechsel der Jahreszeiten. Dann und wann zerrieb sich die kleine Welt in lärmenden, nutzlosen Streitigkeiten, in Differenzen zwischen Herren und Arbeitern, in Arbeitseinstellungen und gefäßigen, abendlichen Demonstrationen. Dann blinzelte die Novella schweigend dem Strome zu und der Strom flüsterle der Fabrik ein heimliches Spottwort ins Ohr, die unbeweglich mit offenen Augen das Tal überblickte, wo andere Fabriken ebenso unbeweglich ihre mächtigen Rauchschlote in die Luft bohrten.

Jahre um Jahre schwanden dahin. Die Menschen wurden alt, nur die Erde blieb ewig jung.

In Frestias schönes, schwarzes Haar spannen sich die ersten Silberfäden. Sie war nun nahe an die vierzig. Ein müder Zug grub sich in die Winkel des einst so frischen Mundes, ihre Zähne wurden gelblich und ein wenig loder. Schon lange hatte Marco aufgehört ihr zu schreiben. Bage Gerüchte, die von Ausgewanderten herrührten, wollten wissen, er sei in Kanada ein reicher Mann geworden; es hieß, er sei ein besserer Amerikaner als ein Yankee und in ein ganzes Reich von mysteriösen Geschäften verstrickt. Sein Stillschweigen hatte die Treue der Frau nicht erschüttert; sie näherte ihr Herz an dem einstmals gegebenen Versprechen, sie klammerte sich daran als ihre einzige, vielleicht trügerische Hoffnung. Jahraus, jahrein flog das Webersechiffchen zwischen den Fäden des Webstuhls hin und wider, und Sonntags wogte in der Kirche der Gesang der Litaneien bald auf, bald ab. Obwohl jedermann des festen Glaubens lebte, daß Marco nie wieder zurückkehren würde, nahm man auf die fast religiöse Glaubensgewißheit Frestias Rücksicht; je länger je mehr gewöhnte man sich, die schweigende Frau mit den sanften Hundeaugen als Witwe zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Die Gartenbau-Ausstellung in Breslau.

Die am 20. Mai noch recht unfertig eröffnete Ausstellung zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege zeigt sich heute dem Besucher als eigenartiges und großzügiges Unternehmen. Sie ist keine Ausstellung im Charakter der sonstigen derartigen Unternehmungen mit ihrer verirrten Vielfältigkeit. Sie setzt sich nur aus drei getrennten Abteilungen zusammen, aus einer historischen Ausstellung in einem riesigen Eisenbetonbau, die eine Kunst-, Uniform und Waffensammlung und die verschiedenartigsten sonstigen Sehenswürdigkeiten und Erinnerungen aus der Zeit um 1813 umfaßt, aus einer Kunstausstellung, veranstaltet vom schlesischen Künstlerbund, und aus einer Gartenbauausstellung. Das gesamte Ausstellungsgelände bedeckt einen Flächenraum von über 300 preussischen Morgen; es gewinnt dadurch erheblich an Anziehungskraft, daß der älteste und schönste Park der an Gärten reichen Stadt Breslau, der Scheitniger Park, mit hineinbezogen wurde. Im Mittelpunkt des Geländes steht die vielgenannte Jahrhunderthalle, ein einzigartig schöner und würdiger, kuppelförmiger, gleichfalls aus Eisenbeton ausgeführter Nischenbau, mit 85 stimmiger Orgel und der größten bisher existierenden Bühne. Der quadratische Bau der historischen Ausstellung und die Jahrhunderthalle sollen dauernd erhalten bleiben. In der letzteren hat die Stadt Breslau einen arenaartigen Nischenbau für Volksvorstellungen und Volksversammlungen, der bequem 10 000 Menschen faßt.

Der Gartenbau ist auf der Breslauer Ausstellung in ganz hervorragender Weise vertreten; er ist gewissermaßen die Seele des ganzen Unternehmens. Wir finden hier zunächst als ganz besondere, jedenfalls eigenartige Darbietungen verschiedene historische Gärten. Der älteste ist der sogenannte Karolingergarten, ein ganz einfaches Gärtchen, nach der Straße durch eine Mauer mit Torbogen abgeschlossen, im Innern jedes Baumwuchses bar. Das einzige „Möbel“, dessen man um das Jahr 800 in einem derartigen Garten bedurfte, ist der Ziehbrunnen. Ein Längsweg teilt den Garten in zwei gleich große Hälften, die rechts und links in Beete eingeteilt sind, angelegt wie unsere heutigen Gemüsebeete, besät und bepflanzt mit den von Karl dem Großen empfohlenen Arznei- und Küchenkräutern.

Das Burggärtchen am Rhein führt uns in das Jahr 1410; es ist klein und primitiv, seinen hinteren Abschluß bildet die Burgmauer, um welche sich eine Rabatte zieht, bepflanzt mit den Volksblumen der damaligen Zeit, die zum Teil auch heute wahre Volksblumen sind, wie Schneeglöckchen und Maiglöckchen, Goldlack, Leuzhosen, Pfingst- und Stodrosen u. a. Man sieht hier weder Weg noch Steg, ein blumiger Rajenteppich deckt den Boden, über den sich einige ohne Berechnung gepflanzte Obstbäume erheben. Ein steinerner Tisch, unbedeckt und mit einigen Früchten besetzt, steht inmitten dieses Gartens, Stühle und Bänke fehlen. Die Umfriedigung mulet durch Einfachheit und Zweckmäßigkeit an; sie besteht aus einigen unentzindeten Rundholzpfeilern, die miteinander durch Astwerk verflochten sind, genau in der Weise, wie man Flußufer und Teichböschungen zu befestigen pflegt. Diese sehr leicht herzustellende Umfriedigung sollte auch heute noch bei Land- und Laubenparzellen angewendet werden.

Der dritte der historischen Gärten führt uns in das Jahr 1588. Es veranschaulicht den Garten des Laurentius Scholz, der in Padua und Bologna studiert hatte und dann in Breslau als praktischer Arzt tätig war. Sein Garten war damals berühmt; er bildete einen Wallfahrtsort für unzählige Blumenfreunde, da aber kein Plan desselben auf die Nachwelt überkommen ist, mußte die Breslauer Kopie auf der Grundlage vorhandener Beschreibungen zur Ausführung gelangen. Wir finden hier einen achtseitigen Pavillon inmitten der Anlage und einen Laubengang, der sich fast an die Holzarchitektur übermoderner Gärten der Gegenwart erinnert. Zwei kreuzförmig geführte Wege zerlegen das Garteninnere in vier gleich große Quartiere, von denen eins den Zwiebelgewächsen, eins den Rosen, eins den Stauden und

Kräutern und das letzte den Sträuchern und Bäumen gewidmet ist. Diese Anlage macht etwa den Eindruck eines Apothekergartens.

Der Belvederegarten verlegt uns in das Jahr 1600, der bürgerliche Barockgarten in eine 100 Jahre später liegende Zeit. Diese beiden Gärten sind nur dürftig bepflanzt und bieten deshalb kein gärtnerisches Interesse.

Der letzte historische Garten, der Empiregarten, führt uns eine Durchschnittsanlage aus der Zeit der Befreiungskriege vor Augen; er füllt den Innenraum des im Grundriß quadratischen, mit vier Ecktürmen gezierten Hauses der historischen Ausstellung, ist also nichts anderes als ein sogenannter Hofgarten oder, vornehmer und moderner ausgedrückt, ein Gartenhof. Als solcher ist er außerordentlich wirkungsvoll. Die Ausstellung enthält noch einen zweiten, blütenreicheren Gartenhof, der sich dem Gebäude für Gartenkunst anschließt. Hier finden wir einen reichen Blüten Schmuck, die Bänke mit weißgestrichenen Holzspalieren bedeckt, welche blühende Schlingpflanzen umranken und blühende Ampeln schmücken. Auch dieser Garten ist quadratisch, seinen Mittelpunkt bildet ein viereckiges Wasserbecken mit ansprechender Wasserkunst, umgeben von immerblühenden Begonien und eingefast mit einem Grassstreifen. Wenn die Gärten der sogenannten Berliner Gartenwohnungen, die in Wirklichkeit nichts weiter als Hofwohnungen sind, etwa so ausschauen würden, wie der eben geschilderte Breslauer Gartenhof, dann würde sich das Leben in den großstädtischen Mietskasernen behaglicher und farbenfreudiger abspielen. Man darf freilich nicht aus dem Auge verlieren, daß das, was in Breslau zwischen niedrigen, die Sonne nicht ausschließenden Mauern gezeigt wird, sich im Innern großstädtischer Mietskasernen auch dann nicht ermöglichen läßt, wenn der gute Wille der Hausagrarien tatsächlich vorhanden sein würde.

Eine größere Anzahl verschiedenartiger Sondergärten verkörpern die Gartenkunst unserer Zeit. Wir sehen hier Haus- und Villengärten in den verschiedensten Stilarten, in Rücksicht auf ihre geringe Größe aber vorwiegend im regelmässigen Gartenstil gehalten; Anlagen, die kleine Landhäuser und verfeinerten Bedürfnissen Rechnung tragende villenartige Bauten umgeben. Diese Gärten wirken überall da besonders anmutig, wo sie den natürlichen Rahmen des Scheitniger Parks und seine malerische Baumgruppen als Hintergrund haben, also vollständig in die sie umgebende Natur aufgehen. Prachtvoll ist ein zerlegbares, transportables Holzhaus in einem niedlichen Villengarten und ein Einfamilienhaus der Brodauver Gesellschafter. Die neuzeitlichen Sondergärten sind nicht immer ganz einwandfrei, manchen fehlt es an Farbestimmung, andere leiden durch zu dichte Bepflanzung, die als der größte Fehler bei Ausföhrung von Gartenanlagen zu gelten hat. Als ganz hervorragende Leistung muß ich einen englischen Staudengarten bezeichnen, nach der Straße hin abgeschlossen durch eine sogenannte Trockenmauer. Diese Trockenmauern werden in neuester Zeit vielfach errichtet und der Kultur von staudenartigen Alpenpflanzen dienlich gemacht. Man schiebt die Steine einfach aufeinander ohne sie mit Mörtel oder Zement zu verbinden, nur eine Bodenschicht gibt man zwischen die einzelnen Steinlagen, um dann alpine Gewächse in den Ritzen und Spalten anzusiedeln. Im englischen Staudengarten der Breslauer Ausstellung ist diese Bepflanzung mit bewundernswertem Naturverständnis zur Durchführung gelangt. Oben bedeckt der bei uns heimische Mauerpfeffer die Mauer mit dichten Polstern, im Garten selbst sind die Hauptwege mit alten, vielfach gesprungenen und abgestoßenen Steinfliesen belegt, zwischen denen sich, scheinbar von selbst, Gras und Unkraut angesiedelt hat. Volkstümliche, zu verschiedenen Zeiten blühende Staudengewächse machen den Hauptpflanzenbestand aus.

Der schönste und größte der Sondergärten ist der japanische Garten mit seiner Teichpartie, seiner Insel, seinem Gebirgsbach, seinen teils in das Wasser hineingebauten Pavillons und seiner echt japanischen Vegetation. In einer abgemauerten besonderen Teichabteilung werden die japanischen Seerosen und die fagenhaften Lotusblumen erblühen. Wenn auch schon einmal vor Jahren auf einer Gartenbauausstellung in Darmstadt ein sogenannter japanischer Garten gezeigt wurde, so ist der in Breslau vorgeführte doch der erste, welcher den Charakter japanischer Gärten in getreuester Weise wiedergibt. Die Anlage liegt inmitten des Scheitniger Parks, dessen Baum- und Gehölzpartien ihr den natürlichsten Rahmen bieten. Innerhalb dieses japanischen Gartens ist alles echt japanisch, alle Pflanzungen einschließlich der Ufer- und Wasservegetation, alle Gartenbauten bis zum Laubengang und der Bambusumfriedigung. Hier blühen und wachsen indische Alpenrosen und Azaleen, die unergleichlicher japanischen Lilien und Iris, zahlreiche japanische Sträucher, Nadelbäume, die sogenannte „Pappalime“, deren Mark das echte Sago liefert, ja sogar die künstlich verkrüppelten Zwergbäume fehlen nicht. Dem Kenner unserer Gartenflora werden ja die meisten der hier angepflanzten japanischen Gewächse vertraute Erscheinungen sein, da eine ungeheure Zahl japanischer Pflanzenarten, von der Kamellie und Aralie, unseren Zimmerblumen, bis zu den W'ien Iris, Spiersträuchern und Funtken der Gärten- und Laubenparzellen japanischen Ursprungs sind.

Inmitten des Scheitniger Parks, im sogenannten Goeppertbain, der einem verstorbenen hochverdienten Botaniker der Breslauer Universität zu Ehren so benannt wurde, befindet sich ein riesiges, in seinem Kern zirkelrundes Blumenparterre, das zur Zeit der Ausstellungseröffnung 70 000 blühende Tulpen in getrennten Farben

gruppen bedeckte. Hier hat jetzt die Deutsche Dahlingesellschaft 6000 Edeldahlien, darunter die neuesten Züchtungen, ausgepflanzt, die vom August ab eine Dahlienausstellung bieten werden, wie sie in solcher Vollendung und Reichhaltigkeit noch nie zuvor gezeigt sein dürfte. An diese Dahlienausstellung schließt sich ein Stauden- und Alpengarten und an diesen wieder ein echter Heidegarten an, bepflanzt mit charakteristischen Heidepflanzen, vorzugsweise mit unserer heimischen Heide, aber auch mit jenen schönen Heidekräutern, die wir in den Gärten leicht ziehen können, mit Heidegesträuch, Wacholder, Heidesträucher und -gräsern.

Den Glanzpunkt der Breslauer Ausstellung bilden aber die Rosengärten, die vom Verein deutscher Rosenfreunde angepflanzt wurden. Auch hier ist es wieder der wunderbare Rahmen des Scheitniger Parkes, der die geschlossenen Rosenpflanzungen zu höchster Geltung gelangen läßt.

Auch der große städtische Schulgarten, der sich dem Scheitniger Park anschließt, ist in die Jahrhundertausstellung einbezogen worden. Hier werden Millionen von Pflanzen als Anschauungsmaterial für den botanischen Unterricht in sämtlichen höheren und Volksschulen der Stadt Breslau herangezogen, auch als Vorlagen für den Zeichenunterricht. In einem neu erbauten Gewächshause werden tropische Nutzpflanzen, vorzugsweise Baumwolle und Reis kultiviert.

An den botanischen Schulgarten schließt sich die Kolonialausstellung an, deren Eröffnung erst im Juli möglich sein wird. Hier zeigt uns Professor Winkler schon jetzt auf einem größeren Landstreifen, wie der deutsche Pionier in den Tropen den Urwald rodet und das Land für landwirtschaftliche Kulturen herrichtet.

Auch ein Schülergarten ist von besonderem Interesse. Der auf der Ausstellung gezeigte Garten ist einschließlich des Unterrichts- häuschens und der Einfriedigung von Breslauer Volksschülern unter sachkundiger Leitung hergestellt worden. Jeder Schüler bekommt in diesen Schulgärten sein besonderes Beet zur Bewirtschaftung. Was er auf diesem Beete an Gemüsen heranzieht, darf er der elterlichen Küche zuführen; auch die in diesem Schülergarten auf den Rabatten gezogenen Blumen und die Früchte der in besonderer Ab- teilung gepflegten Beerensträucher gelangen an die beteiligten Schüler zur Verteilung.

Schreibergärten sind gleichfalls in Breslau vertreten und zwar durch eine Ausstellung des Verbandes Ostdeutscher Schreber- und Gartenbauvereine. In diesen Schrebergärten interessieren besonders die Unterkunfthalle und zwei transportable, aus Holz er- richtete Wohnlauben. Die größere dieser Wohnlauben mit ihren blumengeschmückten Fenstern enthält im Inneren einen Wohnraum, eine kleine Küche, eine kleine Kinderstube und ein größeres Schlaf- zimmer; sie stellt sich auf 1800 Mark, einen Preis, der leider für den großstädtischen Durchschnittsarbeiter unerträglich ist, so daß sie nur für den Parzellenbesitzer, der auf eigenem Grund und Boden baut, in Betracht kommen könnte. In der Anlage und Bepflanzung bieten die in Breslau gezeigten Schrebergärten leider nichts Besonderes; es zeigt sich auch hier wieder, daß es den Schrebergärtnern an sachkundiger Anleitung fehlt. Der Verband der Leipziger Schrebergärtner ist wohl bisher der einzige, der aus eigenen Mitteln einen Garteninspektor besoldet, der in den einzelnen Gärten praktische Unterweisungen gibt, in feststehenden Sprechstunden alle Fragen beantwortet und in den Versammlungen Vorträge hält. Das Vorgehen der Leipziger Schrebergärtner sollte überall Nach- ahmung finden. Was in Breslau gezeigt wird, ist nur ein Teil einer wirklichen Schrebergärtnerkolonie, denn diese Kolonien unter- scheiden sich dadurch wesentlich von den Berliner Laubenzolonien, daß sie mit ausgedehnten Kinderspielplätzen verbunden sind, die gewöhnlich den Kern- und Mittelpunkt der ganzen Anlage bilden.

Hd.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Vorgeschichtliche Skulpturen. Zu den Gemälde- galerien des vorgeschichtlichen Menschen, deren jetzt bereits mehrere in Südfrankreich und Spanien in Höhlen oder an anderen geschützten Felsenwänden entdeckt worden sind, ist seit dem vorigen Jahr ein ganz besonderer Fund getreten. Er zeigt den vorgeschichtlichen Menschen als Bildhauer. Der Graf Vogouen, dem diese Entdeckung in der Höhle von Tuc d'Audoubert im südfranzösischen, am Nord- fuß der Pyrenäen gelegenen Departement Ariège gegliedert ist, hat nicht nur selbst eine genaue Beschreibung dieser einzig- artigen Skulpturen gegeben, sondern auch sachverständige Gelehrte zu ihrer Beurteilung herangezogen. Es handelt sich um die plastischen Bildnisse von Büffeln. Sie fanden sich in der Höhle gegen einen felsigen Block gelehnt, der inmitten eines großen unterirdischen Saales vom Gewölbe herabgefallen war. Die beiden Tiergestalten, die an Ort und Stelle belassen worden sind, scheinen, wenn man sich ihnen von hinten nähert, an dem Stein entlang zu stehen, und zwar eine hinter der anderen, doch so, daß die hintere etwas nach der Seite abweicht. Außerdem hat sie sich auf die Hinterbeine erhoben, als ob sie an dem Fels in die Höhe kletterten wollte. Da beide Formen aus Ton bestehen, ist es begreiflich, daß sie nicht vollständig erhalten geblieben sind; eher müßte man sich darüber wundern, daß nach so vielen

Jahrtausenden überhaupt noch etwas von ihnen übrig ist. Der vordere der beiden Büffel zeigt sich sogar noch fast vollständig. Nur die Spitze des rechten Horns und der Schwanz sind abgefallen. Beide Druckstücke sind aber noch am Boden aufgefunden worden und passen genau auf die Stellen, an denen sie gefessen haben. Die in der Höhle herrschende Feuchtigkeit hat den Ton so ausgezeichnet konserviert, aber nicht genügt, ihn vor Sprüngen zu bewahren, die an einigen Stellen die Statuetten durchlöcheren.

Das vordere Tier ist nach dem Kopf ohne Zweifel ein Weibchen. Der Kopf ist kleiner und weniger stark behaart, das Gehörn weniger gebogen als bei dem nachfolgenden, einen männlichen Büffel dar- stellenden Tier. Auch die Größenverhältnisse entsprechen diesem Ur- teil. Das Weibchen ist 61, das Männchen 63 Zentimeter lang. Der prähistrische Künstler hat die Bildwerke wahrscheinlich in Anlehnung an den Felsblock geformt, da nur die Außenseite ausgearbeitet ist. Auf dieser sind Spuren der Glättung wahrzunehmen, die der Ton durch die bildende Hand erfahren hat. Eine besondere Geschicklichkeit verrät die Modellierung der Köpfe. Hörner und Ohren treten stark hervor. Das Auge ist durch eine kleine Ton- fugel mit einer Vertiefung in der Mitte bezeichnet, aber nur beim Weibchen, dessen Kopf dadurch einen lebhafteren Ausdruck erhält. Das Auge des Männchens ist einfach rund belassen worden.

Der Umstand, daß diese Skulpturen sich im innersten Raum der Höhle befinden, läßt darauf schließen, daß mit ihnen eine reli- giöse Vorstellung und ein entsprechender Zweck verbunden gewesen ist. Sie waren für die Höhlenbewohner wohl eine Art von Fetisch, der besondere Heiligkeit und daher auch einen möglichst großen Schutz genöß. Wo sich solche Tonbilder erhalten konnten, sind auch andere Spuren des Menschen mit un- gewöhnlicher Vollkommenheit aufbewahrt geblieben. Der Boden der Grotte zeigt nämlich die Abdrücke menschlicher Füße in großer Zahl. Ein ganz dünnes Häutchen von äußerst feinem Tropfstein hat sich darauf niedergeschlagen und ausgezeichnete Modelle der Fußspuren geschaffen.

Aus dem Pflanzenreich.

Unsere Linden. Alljährlich im Juni, wenn die Linden blühen und duften, verstärkt sich unsere Anteilnahme an diesem be- liebten Baume, ohne den es keine rechte Dorfromantik und keinen Lindenblütenhonig gäbe. Die großblättrige oder Sommerlinde ist die Art, die sich durch die großblättrige Belaubung (auch an den zart weichhaarigen Blättern kenntlich) die größte Verbreitung in Parks, Alleen und sonstigen Anlagen erworben hat. Sie ist mit ihren Blättern zuerst am Plage. Wild ist sie bei uns in der Mark nur noch sehr selten anzutreffen. In der Regel erst im Juli, in diesem heißen Sommer aber stark verfrüht, kommt die Kleinblättrige oder Winterlinde zur Blüte. Man erkennt sie an den kleineren und kahlen Blättern, die nur auf der Unterseite in den Nerven der Wern rö- liche Haarbüschel zeigen. In unseren Mischwäldern ist sie häufig wild, manche Niesenzünder der Dörfer (z. B. in Jäglisdorf) gehört zu dieser Art, und selbst an der Havelseite des Grunewaldes sind noch stattliche Bäume vereinzelt zwischen den Kiefern wild zu finden. In den Anlagen in und bei Berlin fallen häufig auch ausländische Arten auf, besonders die Silberlinde mit unterseits weißfilzigem Laub.

Allen Arten gemeinsam ist der Blütenbau. Die gelblichen Blüten sind in „Trugdolden“ gehäuft, und am gemeinsamen Stiele ist mit der Hälfte seiner Länge ein bleiches „Blügelblatt“ an- gewachsen. Auf der inneren Seite der fünf Kelchblätter wird der Nektar oder Blütenhonig offen den Hummeln und anderen Insekten dargeboten, die hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Indem die Blüten stets nach unten hängen, ist der Nektar auf einfache Weise vor dem Auswaschen geschützt. In der Mitte der Blüte steht das kurze weibliche Pistill senkrecht nach unten, im weiten Kreise, sozusagen nach dem Prinzip „drei Schritt vom Leibe“, umgeben von den weitabstehenden männlichen Staubgefäßen. Sie können nicht zusammenkommen und sollen es auch nicht, denn die Linden meiden die „Autogamie“, die Selbstbefruchtung, was man bei Tieren als Inzucht bezeichnet. Um diese Selbstbestäubung noch sicherer zu hindern, werden in jeder Blüte erst die Staubbeutel reif, und erst wenn sie ausgestäubt und leer sind, werden die Pistille empfangsfähig. Trotz dieser „Vornännigkeit“ oder „Protandrie“ (in der botanischen Kunstsprache) werden doch alle nützlichartigen Lindenrassen reif, weil die Blüten eben zu verschiedenen Zeiten reifen und die beim Nektarnaschen sich vollpudernden Insekten immer wieder an auf- nahmefähige Pistille geraten.

Die Linden in den Großstädten bekommen leider zu früh gelbe Blätter, wenn sie sich dafür auch im Herbst oft von neuem belauben. Die zähere, aber entschieden nähere Ulme beginnt daher mehr und mehr die Linden und ihre Poesie aus unseren Straßen zu verdrängen. Dr. C. Volle, der Bekannte, verstorbene Beförderer der Insel Scharfenberg im Regeler See, empfahl als Ersatz schon vor langen Jahren die Krimlinde (Tilia dasystyla), einen Baum von vorzugsweise pyramidalem Wuchs, dessen relativ harte, glänzende Belaubung sich vor der seiner Gattungsbeteiligten durch eine weit größere Widerstandsfähigkeit auszeichnet. Es ist jetzt wieder viel von der Insel Scharfenberg und von ihrem Be- pflanzter die Rede, indes wäre zu wünschen, daß seine Anregung jetzt auf einen günstigeren Boden fiele!

L. L.